

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1927

39 (16.2.1927) Die Mußestunde

Lebensfähigkeit 10 bis 14 Tage anhalten. Gelangen Typhusbakterien in Bier, so bleiben sie auch hier 2-4 Tage lebensfähig. Aus diesen Darlegungen erhellt also, daß man sich in gefährdeter Zeit vor allem vor dem Genuß rober oder gar nicht ganz frischer Lebensmittel zu hüten hat; ebensowenig soll man Nahrungsmittel, wenn sie z. B. eine Zeitlang im Straßenstaub gelegen haben, ungernehin verzehren.

Bücherschau

„Beruf und Erziehung“ von Dr. Anna Siemien, Professorin an der Universität Jena. (E. Laubische Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30. Umfang 224 Seiten. Preis kart. 3.50, Ganzleinen 4.50 M.) — Auf der Tagung des Hauptvereins der Arbeitervereine Deutschlands am 4.-6. September in Düsseldorf hatte die Genossin Univ.-Prof. Dr. Anna Siemien in Jena das Hauptreferat über den „Aufbau des Schulwesens unter besonderer Berücksichtigung des Berufsschulwesens“. Es wird für den sozialistischen Lehrer, wie überhaupt für jeden Menschen, der als den Ausgangspunkt aller Menschheitsentwicklung das Erziehungsproblem begreift, von Nutzen sein, die auf ihrer Tagung mit Beifall aufgenommenen Anregungen der Genossin Siemien durch ein ganz vorzügliches Buch von ihr vertiefen und systematisieren zu können. In der von Genossin Univ.-Prof. Max Adler in Wien herausgegebenen Schriftenreihe „Neue Menschen“, die eine Förderung der vom Sozialismus geforderten geistigen Umstellung auf allen Gebieten gesellschaftlichen Lebens in einer Reihe sehr beachtlicher Veröffentlichungen erstrebt, ist in diesem Jahr der oben genannte Doppelband in handlichem Format und klarem Antiquarierdruck erschienen, der auf den Weihnachtstisch eines jeden sozialistischen Lehrers gehört.

Die Genossin Siemien legt in diesem Buch „Beruf und Erziehung“ die tiefe Verwurzelung der Erziehungsprobleme mit den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zuständen bloß, d. h. sie hilft jene von Karl Marx geforderte Reform des Berufswesens vorbereiten, die allein jene politische, ökonomische und moralische Reife des Proletariats ermöglicht, ohne die der Aufbau der sozialistischen Gesellschaft undenkbar ist. Besonders das Problem der beruflichen Erziehung im Wandel der Geschichte wird mit der notwendigen Konzentration auf die wichtigsten Erscheinungen sehr eingehend behandelt.

Die Kapitel „Erziehung als gesellschaftliche Erscheinung“, „Erziehung in der vorantiken Welt“, „Beruf und Erziehung“, „Erziehungsprobleme im antiken Bürgerium“, „Beruf und Erziehung in der Neuzeit“, „Beruf und Erziehung in der Gegenwart“, „Die Verklärung des Berufsproblems im reifenden Kapitalismus“ und „Entwicklung und Krisen in der bürgerlichen Berufen“ (Berufsoptimismus) wird das Problem bis an unsere Zeit herangeführt, um dann mit dem „Berufsproblem der Arbeiterklasse“ voll einzuleiten.

Sehr ausführlich umreißt Anna Siemien (meines Wissens zum erstenmal) die genaue sozialpädagogische Bedeutung der modernen Organisationen, zumal der gewerkschaftlichen, deren Arbeit zur Bildung eines solidarischen Gemeinschaftswillens noch immer nicht voll gewürdigt wird. Ein Drittel des Buches ist diesen Betrachtungen, die tief in die Entwicklung der deutschen und englischen Gewerkschaften hineinleuchten, in den wertvollen Kapiteln „Berufsreformer“, „Taylorismus“, „Normalisierung“, „Berufswahl und Berufsauslei“, „Berufsausbildung und Berufsschulwesen“, „Frauenberufe“ und „Frauenberufe“. Von der Berufsorganisation zur Klassenolidarität“ gewidmet. In diesen Kapiteln finden sich interessante Hinweise auf die soziologische Bedeutung der modernen meist privaten Berufsberufsschulen und vorschulischen Anstalten, die infolgedessen eine ernste Gefahr für Proletariat und Gesellschaft bedeuten, als sie der Bildung einer kollektivistischen Willensrichtung entgegenwirken. Auch die Entschlebung der sozialistischen Lehrtätigkeit weist bezeichnend auf die Gefahr hin, die der heranwachsenden Arbeitergeneration von den Wertelchren droht, die das von den Unternehmern eingerichtete Institut für technische Arbeitsbildung in Düsseldorf ausbildet. Das 17. und 18. Kapitel über „Die Erziehungsfrage“ und „Schluss und Ausblick“ geben eine hübsch weitverbreitete Übersicht „in einer neuen Arbeits- und Lebensordnung zu gelangen“, die die Arbeiterschaft die Aufgabe zuweist, nicht nur „Interessenvertretung innerhalb der heutigen Gesellschaft, sondern Reinsellen einer neuen Gesellschaft zu sein“, wie für den Pädagogen von Bedeutung sind. — Alles in allem: Bewundert das Buch nicht nur, sondern lest es! — Lus Hammerichlag.

Schriftleiter: Hermann Winter, Verlagsdruckerei Volksfreund G. m. b. H., Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätsellese

Namen-Rätsel
ti, ho, ra, fla, tus, bel, ie, te, da, fer, ra, jes, ton, mo, an, wan, a, be, fu.
Aus diesen 19 Silben sind 9 Wörter (Namen) zu bilden, die in solche Reihenfolge untereinander gebracht werden müssen, daß die senkrechte Mittellinie einen fröhlichen Tag des Jahres nennt.
Joh. Wagner.

Reim-Ergänzungs-Rätsel:

Seite Menschen und breite Ge —
Fallen wohl auf. Doch zehnmal bei —
Sind diese Brummen, deren Ga —
Tausend durstige Wandrer la —

Zu diesem Sinngedicht von Otto Fromber sind die durch Striche gekennzeichneten Endreime zu suchen. Blankvers.

Rätsel-Auflösungen der Nummer der letzten Woche

Diamant-Rätsel: F, Tee, Leber, Februar, Sturm, Raab, r = Februar.

Rätsel: Fastnacht.

Richtige Lösungen sandten ein: Gretel Lembruster, Friedrich Salm sen., Luise Dufner, Adolf Weiser, Annaliese Reis, Karlsruhe; Frau Anna Ansel, Karlsruhe-Rühlburg; Max Ruf, Karlsruhe-Rüppurr; Else Burkert, Forchheim; Bruno Schreiber, Baimbach; Karl Ungerer, Spielberg; Willo Vies, Staufenberg.

Witz und Humor

Der gemeinliche Geenia. Der gemeine König Friedrich August von Sachsen ist bekannt durch seine Gemütsruhe und seinen trockenen Humor. Er bewegt sich auch heute noch freundlich umhertrottelnd unter seinem Volk, obwohl die Sachsen zum großen Teil Sozialdemokraten und Kommunisten sind. Kürzlich geschah es, daß im Wartesaal des Leipziger Hauptbahnhofes an einem Tisch der frühere sächsische König Friedrich August auf den Anschluß nach Dresden wartend, bei einer Flasche Wein saß. Am Nebentisch konnten sich zwei biedere Sachsen nicht klar werden, wer der auffallende Gast war. Der eine vermutet ganz richtig seinen früheren Landesherren und meinte: „Das ist er.“ — „Ne, das ist er nicht.“ — „Naderlich, is das dr Geenia.“ — „Als ein dritter Herr am Nebentisch Platz nahm und saate: „Freilich is das dr Geenia“, dachte Friedrich August auf und unterbrach die hochmögliche Erörterung mit dem fröhlichen Ausruf: „Gewäßen!“

Der richtige Tee. Max kommt in die Drogerie. Eine fette aber auch freche Verkäuferin bedient ihn.

„Ich möchte, bitte, für zwanzig Pfennige Kamillentee,“ verlangt Max.

„Kamillen kann ich Ihnen geben, Tee müssen Sie sich selber machen!“

Max ist erstaunt ob dieser Antwort. Er bittet weiter um Tengeltee. Darauf die Verkäuferin:

„Tengel kann ich Ihnen geben, Tee müssen Sie sich selber machen!“

„Nun denkt Max, ich werds dir geben. Und sagt: „Ich möchte auch noch für zehn Pfennige Brusttee!“

„Ich.“

„Molord und der Vaaabund. Seine Lordship der Richter von London hatte ein iabelhaftes Gedächtnis. Er erinnerte sich eines jeden Anekdoten, der je vor ihm gestanden war, und aller seiner Urteile. Einmal fragte er einen Bagabunden:

„Na, ihr waret ja eine ganze Bande, was ist denn aus Tom William geworden?“

„Alle gehangen, Molord, bis auf Sie und mich.“

„Kurze Mädchen. Im Walde sahen zwei kleine Mädchen und sammelten an verbotener Stelle Beeren. Ein Förster kam dazu und nahm das eine kleine Mädchen ins Gebet.

„Wie kommt ihr denn dazu, hier Beeren zu pflücken?“

Das kleine Mädchen zuckte die Achseln.

Der Förster wies auf die andre Kleine, die ein ganz kurzes Mädchen trug.

„Das ist wohl deine jüngere Schwester?“ fragte er.

„Nein,“ sagte das kleine Mädchen, „das ist meine Mutter.“

„Auch eine Konsequenz. „Was für einen reisenden Jungen Sie haben!“ rühmte der Besucher, indem er einem kleinen Jungen, der mit der Kacke spielte, liebevoll über die Haare fuhr.

„Was soll er denn einmal werden?“ — „Ja,“ antwortete die Mutter geschmeichelt, „da er so lieb zu Tieren ist, haben wir daran gedacht, ihn später Schächter werden zu lassen.“

Die Wusfestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

7. Woche Karlsruhe, den 16. Februar 1927

Sinn der Arbeit

Die Arbeit soll dem Menschen helfen, das Leben zurecht machen und nicht, es verderben; sie soll den Menschen stark und brav, aber nicht hart und roh, sie soll ihn bedächtig und sorgfältig, aber nicht eigenmächtig und einseitig machen, sie soll ihn ordentlich und aufmerksam, und nicht seigtret und unordentlich machen, sie soll das Herz leiten, wie Brot schaffen, sie soll den Annehmlichkeiten der Erde ihren Reiz, den Notwendigkeiten des Lebens ihre Befriedigung und dem Tode die des Menschen seine Kraft geben. Arbeit ist ohne menschenbildenden Zweck nicht Menschenstimmung; sie ist ohne solchen Endzweck vielleicht nicht mehr, als das Lauschen der Raken, die auf Mause dabei, um sie zu fressen, oder das Kennen und Laufen des Bundes, der Beine zusammenführt, um sie zu veraraben.

Heinrich Pestalozzi.

Der unbekannte Pestalozzi der Sozialpolitiker und Sozialpädagoge

Von Prof. Robert Seidel, ehemaliger Nationalrat.

Nachstehend bringen wir aus der Schrift unseres Schweizer Parteigenossen und ehemaligen Nationalrats Robert Seidel, die unter oben genannten Titel im Verlag Art. Institut Orell Füssli, Zürich, erschienen ist, einige Abschnitte. Preis der Schrift 60 Cts. (Nachdruck verboten)

Der Geist Pestalozzis lebt

Der Geist lebt in uns allen.

Die ganze pädagogische Welt feiert den 100. Todestag des großen Pädagogen, Volks- und Menschenfreundes, Heinrich Pestalozzi; seine Vaterstadt Zürich und die Schweiz voran. Hundert Jahre! In dieser Zeit haben sich Welt und Zürich im gewaltigsten verändert. Als Pestalozzi vor 100 Jahren im Prophezenbüchlein Brugg starb, da feierte ihn seine Vaterstadt nicht. Damals „hatte man in weiten Kreisen seiner Tüchtigkeit nur Spott und Gleichgültigkeit für sein Andenken.“ Diese Tatsache besaß der treffliche Pestalozzi-Forscher Dr. D. Hunziker, Professor an der Universität Zürich, in seinen „Pestalozzi-Büchern“ vom Jahre 1900.

Es bewährte sich also vor 100 Jahren an Pestalozzi das Wort des Heilandes: „Der Prophet gilt nirgends weniger, denn in seiner Vaterlande.“

Die große Pestalozzi-Berehrung unserer Tage soll die pädagogischen Propheten der Gegenwart trösten, und sie ermutigen, ihr gutes Werk fortzusetzen und mit aläubigem Vertrauen in die Zukunft schauen. Die Menschheit kann nicht stille stehen; sie muß dem Geleite der Entwicklung gehorchen und zum Guten fortschreiten.

Die Nachwelt ist gerechter als die Mitwelt; die Zukunft ist der neuen guten Ideen Schutz und Hort. Pestalozzis Ideen der naturgemäßen Entwicklung aller guten Anlagen der Menschennatur und der harmonischen Menschenbildung, sind mit ihm nicht gestorben, sondern sie leben. Sal sie leben, weil sie gut, das ist, weil sie dem Volke und der Menschheit nützlich sind.

Ueber Raum hinaus und Zeit Gutes wirkt in Ewigkeit! *)

Pestalozzi, ein Kind seiner Zeit

Der Mensch hängt ganz von der Zeit ab, in der er in die Welt kommt.

Friedrich der Große.

*) Brot und Ideale. Gesammelte Gedichte von Rob. Seidel, Berlin 1925. Verlag Dietz, Nachfolger.

Wir sind alle von Gottes Gnaden, aber wir sind alle nicht vom Himmel gefallen, sondern wir sind Kinder unserer Zeit und unserer Welt, unseres Landes und unseres Volkes, seiner Gesellschaft und seines Staates.

Wir müssen alle bestehen:

Alles, was ich bin und habe,

Dank ich dir, mein Volk und Land.

Wir sind keine metaphysischen Einzelwesen, sondern wir sind wirkliche Gesellschafts- und Staatsglieder. Was war die Zeit Pestalozzis? Es war die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, es war nach Kant „das Zeitalter der Aufklärung“.

Und was war die Aufklärung? Das war die mächtige, grobe soziale und politische, geistige und sittliche, literarische und pädagogische Freiheitsbewegung des 3. Standes, oder des Bürger- und Bauertums.

Die Aufklärung war Aufhebung des Bürgerstandes gegen die feudale-sünderliche Gesellschaft, gegen den absoluten despotischen Staat, gegen die dogmatische Kirche und gegen die Knechtliche und Knechtlich dienende Religion. Friedrich der Große und Kant haben gegen diese Religion ihre Waffen gerichtet. Die Aufklärung predigte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, Menschentum und Weltbürgertum, Gerechtigkeit und Frieden.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ist die Zeit der großen bürgerlichen Gesellschafts- und Staatsumwälzung, durch welche die ständische Gesellschaft und der despotische Staat freigelegt und die bürgerliche Gesellschaft und der Volksstaat mit freien und gleichen Bürgern an seine Stelle gesetzt wird.

Es war eine grobe, gewaltige Zeit, und Pestalozzi ist ihr Kind und ihr Apostel, ganz wie Kant, Goethe und Schiller ihre Kinder und Apostel sind.

Pestalozzi ist nicht nur ein Kind seiner Zeit, sondern auch ein Kind seiner Welt. Seine Welt war die freie Handwerker- und Handelsstadt Zürich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das war das Zürich der Begeisterung für Rousseau und für die Aufklärung, der die Bodmer und Breitinger, die Sulzer und Zanetti, die Alferi, Füssli und Gebner kultivierten und dienten, die in der deutschen Wissenschaft und Kunst, Literatur und Pädagogik einen Ehrenplatz haben.

Das war das Zürich, das den literarischen Krieg mit Gottsched in Leipzig gewann, und damit zu einem Mecca der deutschen Literatur jener Zeit wurde. Das war das Zürich, in dem die deutschen Dichter Klopstock und Wieland, Goethe und Stolberg bei Bodmer wohnten. Dieses Zürich war der Hauptort der Aufklärung der deutschen Schweiz und seine Bürgererschaft besaß grobe Rechte und Freiheiten, im Vergleich zu der völligen Rechtlosigkeit und Unfreiheit der Völker in den despotischen Staaten Europas.

Dieses demokratische, aufgeklärte, geistige, literarische und wissenschaftlich führende und pädagogisch vorgeschrittene Zürich — das hat Pestalozzi gebildet. Ohne dieses Zürich kein Pestalozzi, wie ohne Geni kein Rousseau.

Woher kommt es, daß der größte Pädagoge des 18. Jahrhunderts Rousseau, und der größte Pädagoge auf der Schwelle des 19. Jahrhunderts, Pestalozzi, Schweizer sind? Ist das Zufall? Nein! Das ist die Logik der Demokratie, das ist, weil Geni und Zürich die freiesten Gemeinwesen der Welt ihrer Zeit waren; die Freiheit hat sie gebildet. Pestalozzi schrieb 1793: „Die Freiheit hat der Welt allemal Gutes getan.“

Zur Weibe der neuen Universität Zürich habe ich 1914 vor dem Weltkrieg, den Satz ausgesprochen und bewiesen: „Die Demokratie ist das schöpferische Himmelstlicht der Wissenschaft und der Volksbildung.“ *)

*) Demokratie, Wissenschaft und Volksbildung. Zur Verhältnis und Zusammenhänge. Zürich 1914. Verlag Art. Institut. Orell Füssli.

Bestalozzi wahre Größe

Die wahre Größe ist hilfreich und gut. N. S.

Bestalozzi ist ein reichbegabter Mensch. Er hat von der Natur empfangen ein großes aues Herz voll Mitleid und...

Diese hohe Begabung ist durchaus gesellschaftlich und staatslich, sozial und politisch. Sie machte Bestalozzi zum warmen Freunde und Zuhörer der Armen und Bedrückten...

Er war ein sozialpolitisches Genie und ein tief und weitblickender Sozialpolitiker und Sozialpädagoge. Er fühlte und ahnte mehr als er erkannte, das die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Zustände und Verhältnisse das Unterrichts- und Erziehungsweisen bedingen und bestimmen...

Er schreibt: „Der Anfang und das Ende meiner Politik ist Erziehung.“ Er denunziert sich selbst „als parietisch fürs Volk“; er verteidigt sein Eintreten fürs Volk mit dem Hinweis, er wolle „die Volkstfehler nicht leugnen, sondern die Ursachen entwickeln, die sie veranlassen haben“...

Warum fordert Bestalozzi diese Bildung zur Arbeit fürs eigentumlose Volk? Weil das eigentumlose Volk diese Bildung „notwendig hat zur Befriedigung der wesentlichen Bedürfnisse seines Lebens“.

Das Eigentum ist eine Kunstschöpfung der Gesellschaft. dieses Eigentum hat die weit größere Mehrheit der Menschen eigentumslos gemacht, und darum „hat ohne die Anerkennung dieses Rechtes“ der Bildung zur Arbeitsfähigkeit, der Kunstzustand des Eigentums der wenigen Menschen „selber keine rechtliche und keine menschliche Basis“.

Ich bitte, diese sozial- und sozialpädagogischen Wahrheiten mehrmals recht aufmerksam zu lesen. Sie sind ein unerschütterlicher Beweis für den Satz: Die wahre Größe Bestalozzi — das ist seine pädagogische Sozialpolitik und seine soziale Pädagogik.

Eine Gesellschaft vergift über dem Menschenmaler Spiel und Tanz

Am 17. Februar sind es hundert Jahre, seit Heinrich Bestalozzi, der bahnbrechende Neuerer in allen Erziehungsfragen, seine Augen für immer schloß. Eine für diesen genialen Menschen sehr bescheidene kleine Begebenheit erzählt der Volkschriftsteller Josef Reinhardt in seinem soeben erschienenen Lebensbild und populären Lebensbild, das er von Bestalozzi entwirft. Wir bringen dieselbe mit Erlaubnis des Verlages Friedrich Reinhardt in Basel hier zum Abdruck.

Heinrich Bestalozzi war ein berühmter Mann geworden. Wie in den ersten Jahren kamen fremde Leute durch das Dorflein Birs und trugen nach dem Dichter, „der das bekannte Buch geschrieben“. Er selber wurde eingeladen; der Junker von Effingen ließ ihn mit der großen Kutsche zum Essen holen. Bestalozzi folgte; bei aller Ehre hatte er nur den einen Gedanken im Herzen wie ihm der Ruhm den Weg bereite hat zu den Bergen der Menschen. Die Ehre war nicht Gift für ihn; die Ehre machte ihn nicht satt. Ungekümmert und einfach, einfühliger sollte es werden; einbringlicher, deutlicher sollte es reden, wehen, erschüttern, zur Einsicht rufen.

Einmal waren die vornehmen Leute von Lensburg der „Festigung vom Neuhof“ ausgewichen, wenn er durchs Städtchen ging. Jetzt lud man das Wundertier in die glanzvoll erleuchteten Säle ein, man wollte ihn sehen, den seltsamen Mann, ein wenig lächeln auch und seinen Späß beibringen.

*) Josef Reinhardt: Heinrich Bestalozzi. Ein Lebensbild. Ein katolischer Weisenband. Nr. 720. (Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel.)

In der Krone in Lensburg war große Tafel angelegt; in den offenen Kutschen fuhren sie vor, die Reitrod Damen stiegen aus und traten in die Tür, eine Wolke von Weibendunst verbreitend, zum Ergötzen der gaffenben kleinen Leute. Auch Bestalozzi war geladen. Die Paare standen in den Zentralfischen, eilige Damen richteten vor den Spiegeln ihr hochgestülptes Haar; man beschaute eine neue Kasse mit einer lächelnden Birtenfäule darauf; andere bildeten aus den offenen Fenstern in die roten Abendwolken, die fest, nach einem ersten Frühlingsgewitter am Himmel dahinsogen.

Da sah man Bestalozzi daherkommen, fast atemlos der Krone zu. Wie sah er aus. Von den Schnallenknöpfen über die Strümpfe hinauf mit Strahlenföhl bedeckt! Man lächelte, als er eintrat; er ahnte nichts, was bald umringelt von Reugierigen. Woher die weiße Kasse, Herr Bestalozzi? Nun hatte Bestalozzi schon vergessen, wo er war; er beriefte, mit der Hand den Schweiß von der Stirne wischend, von seinem Gange. In Naargau war Gericht gewesen. Eine Rindsmörderin hatte vor den Schranken gestanden. Bestalozzi hatte das arme Mädchen sehen, mit ihm sprechen wollen.

Mit auferregter Gebärde erzählte er, was er vernommen; der Schmerz über das Geschehene sprach aus seiner Rede. Ein Augenblick der Verzweiflung hatte die Unglückliche zum Unbedachten, Gräßlichen getrieben. „Unserer Handlungen sind Kinder des Augenblicks!“ so rief er aufgeregt. Schon hätte man aus einer Ecke: „Ein solcher Gast, eine solche Rede hier!“ Frau Kutschgasser, die Kronenwirtin, legte Bestalozzi die Hand auf den Arm, ob er sich nicht erst dargieren wolle, und deutete auf seine Schuhe, seine Strümpfe. Er gab nicht acht; er redete weiter, daß er eine Schrift wolle schreiben, Fürsprache einlegen für die Rindsmörderinnen. Man suchte die Mädchen, die Damen erröteten.

Das ist keine Art! C'est affreux, si done! Bei Tisch nun schon nach dem ersten Köffel Schwabe, war Bestalozzi wieder bei der Rindsmörderin; er erneuerte nicht die Rede, die verlegenen Mienen. Der Junker von Effingen und der junge Landvogt auf Widenstein sahen ihm gegenüber Bestalozzi, den Köffel in der Hand, redete zu ihnen; anfangs hörten sie mit halbem Ohre zu; aber was Bestalozzi vordrachte, zwang sie, einen jeden, im Ellen inne zu halten.

„Das Verbrechen“, sagte er, „ist eine Krankheit, und an der Schuld des Bösen tragen alle mit.“ Sein Gesicht rötete sich, das Auge schien größer, er seigte mit dem Finger auf die Männer: „Ihr, Obrigkeit, ihr Straft, legt Halsellen an, dem armen Opfer der Gesehe. O, schafft doch andere Ordnung! Schafft Ordnung mit dem Herzen, reicht doch eurem armen Volk doch das den Schwachen die Hand, legt eurem armen Volk doch das Ohr ans Herz! Sind seine Wünsche, die Beiderben, nicht auch eure Wünsche, Obrigkeit und Herren?“ Immer leiser kitzelten die Köffel und die Teller, immer mehr der Gäste hörten zu; man beugte sich herüber.

Bestalozzi war etwas rubiger geworden; es war, als ob er mit sich selber redete. Er sprach von Gemütskräften, älteren, einfachen, verständigen Männern, die in jedem Dorfe, von der Obrigkeit bestimmt, die unerfahrenen, jungen Leute, besonders die Bedrückten, vertrauensvoll beraten könnten. In ihrer Stube, dem Hilde häuslicher Ruhe und edeln Gemüths, könnten sie ihre Anliegen vorbringen, in einer Art von weltlicher Beichte die Bedrängnisse ihrer Seele eröffnen; der verständige Katageber hörte zu; bald ihren üblen Umstand erkennend, würde er nun anheben, raten, führen; er würde wohlmeinend zu ihnen reden, von dem, was eines Menschen Wohl ausmacht; von einer wohlhabenden Familie, einer heitern Wohnstube, wo Freundlichkeit und Liebe, Vertrauen die edelsten Geniehung des Herzens schaffen, wo die reine edle Heiterkeit von Elternherz zu Kinderherzen ausstrahlt und keine jüdische Beierde reizt. Alles am Tische war stille geworden bei diesen Gedanken; besonders die älteren Gäste hatten sich oftmals zugewandt: „Nun ja, nicht übel, er meint es gut!“

Der Effinger lächelte: „Herr Bestalozzi, toujours les premiers amours!“ Bestalozzi verstand ihn: „Wohl, hochbeder Junker wie in meinem Volksbuche. Macht ihr Herren, was ihr wollt, aber pflanzet Vatervertrauen, Kinderliebe, einfühlige heitere Wohnstuden, wo die Menschen lernen Ruhe und Bescheidenheit, wo sie fühlen im Gesenklang der liebenden Menschenseele Gottes ewige Sonne!“

Noch nie war eine Abendgesellschaft so still verlaufen; fast andächtig hatte man zugehört, kaum ein junges Mädchen blühte gelanawell nach dem Sonnenlicht hinüber. Bestalozzi hatte sich schon ganz rot geredet, und er war immer noch nicht zu Ende; aber der Effinger nickte doch ein wenig ungeduldig mit dem silbernen Köffchen. Als es Bestalozzi nicht bemerkte, sagte er kurzweg: „Monsieur, à votre santé! Ihr habt es gut im Sinn, aber jetzt, ich sehe, die jungen Damen schielen nach dem Klavisimbulum! Voyons!“ rief er laut. „Frau Kutschgasser, ruit doch den Geiger herbei und die Jungfer Märti, die seidenen Füßlein fangen an zu zappeln.“ Der Junker benann.

Bestalozzi stand im Wege; er strebte der Türe zu, er redete noch mit dem Hausknecht, niemand achtete mehr feiner; in tiefer Nacht sog er der Heimat entgegen. —

Das kleine Landhaus

Von Lucien Descaves

Der Distoriker Doktor Recllier, Verfasser eines Wertes über die Kultur des Mittelalters, war siebzig Jahre alt, als seine Frau starb. Ebre Ehe war — was man früher nicht so fonderbar fand — eine Mutterehe gewesen. Die Beiden waren unzertrennlich. Es schien, als hätten sie einander bei der Hand gefaßt, um gemeinsam in den Tod zu gehen, wie eine Mutter und ihr Kind sich anfühlten, wenn sie eine beliebige Straße überqueren. Zu viel Gemütsarbeiten verbanden sie, als daß der frühere Tod des einen den andern nicht lebensunfähig gemacht hätte.

Diese alten Eheleute bewohnten in der Gegend des Botanischen Gartens eines jener kleinen Landhäuser, die heute die „Paläste“ des Mittelstandes darstellen. Man ist mehr unter sich als in einer Mietstube. Die Häuser, die alle Räume der beiden Stodwerke von oben bis unten bebedeten, gaben dem Ganzen eine Atmosphäre von Arbeit und Gemütslichkeit. Hier hatte Recllier sein ganzes Leben verbracht, das von historischen Studien und seiner Betätigung in der Universität ausgefüllt war. Dies war seine Maßstabmännlichkeit. Aber er behag auch noch eine andere, wirklich, in Perigueux: seine Schwester, Frau Thomassin, und seine Nichte Flavia, eine junge kinderlose Kriegswitwe. Die Beziehung zu ihnen war jedoch durch die große Entfernung und auch durch verschiedene Interessen recht gelockert.

Als Frau Recllier gestorben war, bemühte sich die Schwester des Wirters, dem der Schmerz jeden Halt entzogen hatte, mit viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit um ihn. Der Schlag konnte in diesem Alter tödlich wirken. Die Familie hielt es für notwendig, ihn in seiner Einsamkeit, die so gefährlich schien, abzulösen. Frau Thomassin sah sich selber durch andere Verpflichtungen an Perigueux gebunden. Aber ihre Tochter, die war unbeschäftigt und gerade geeignet, den Dinkel zu pflügen. Das kleine Landhaus, in dem alles altmühsig und traurig war, in dem Melancholie und Schmelzen herrschten, sollte neu mit dem elementarsten Komfort versehen werden, a. B. Zentralheizung, Elektrizität und Telefon. Flavia rechnete wohl mit Bestimmtheit darauf, später noch mehr zu erreichen; aber das Notwendigste sollte gleich erledigt sein: „Ich habe keineswegs die Absicht, alles bei dir auf dem Kopf zu stellen, Onkel Doktor“, sagte sie zu dem Alten, „wir werden vorfristig zu Werke gehen, und du merkst sicher keine Veränderung. Ich weiß, daß ich auf deine Ruhe Rücksicht nehmen muß, aber Du mußt doch auch begreifen, daß ich mich hier nicht ohne jede Verbindung mit der Außenwelt vergraben möchte. Das muß nur machen.“

Herr Recllier gab nach. Wenn sein Vermögen auch beschneiden war, so erlaubte es ihm doch, diese Wünsche gerade so weit zu erfüllen, wie seine Mittel es selbst vorsehlagten hatte. Die Arbeiten dauerten den ganzen Sommer über bis zum Herbst. Der Alte verbrachte diese Zeit bei seiner Schwester, und Flavia leitete die Neuerrichtung des Hausseins.

Am Oktober erhielt Herr Recllier endlich die Erlaubnis, nach Hause zurückzukommen. Er hatte schon recht ungeduldig seine Heimreise erwartet, denn er erhoffte sich dort die letzten Annehmlichkeiten, auf die er noch Anspruch erheben konnte. Er liebte den Winter. Es war so begünstigend, zu Hause zu sitzen, nicht in der Stadt weilen zu müssen, nicht ins Theater zu gehen, einige wenige erlesene Fremde empfangen zu können. Er freute sich auf das Wiedersehen mit den beiden tiefen, bequemen Sesseln im Winkel am Kamin, wo seine Frau und er geträumt oder miteinander gelauscht hatten, wenn es Abend wurde und nur ein hübscher Widerschein von Sofafeuer das Zimmer erhellte. Welch köstliche Stunde! Er sörgerte dann in der Dämmerung, die Lampe anzuzünden, die über seinem Schreibtisch hing, über seinen Manuskripten und Büchern. Diese alte Petroleumlampe war ihm besonders lieb, vor allem darum, weil sie gerade so viel Licht gab, daß er seine alten Schmäher ohne Lunte oder Kerze entziffern konnte. Und dann war die Lampe so dankbar! Müste man sich einmal mit ihr beschäftigen, wenn sie flackte oder flackerte, so beantwortete sie diese Bemühungen mit so entzückender Zuverlässigkeit. Sie erweiterte sie ihren Lichtkegel über das gewünschte Maß. Nie mißbrauchte sie ihre unumstänke Macht. Sie beleuchtete stets nur das, was man brauchte. Allen anderen gewährte sie Schatten und Ruhe. Ein stilles Einverständnis herrschte zwischen ihr und den schlummenden Seiten im

Kamin, die am Erlöschen waren, oder den phosboreszierenden Augen der Rabe, die auf eine Minute aus ihrem Schummer erwachte. Die alte, adeliche Lampe! Köstlich hatte Herr Recllier die Empfindung, als hätte man in seiner Abwesenheit eingebrochen. Die Villa war nicht wiederzuerkennen, sie kam ihm vor wie ein altes Weib, das sich herausputzt und mit ungesundem Schmutz behängt, um Befund zu empfangen. Selbst das Studierzimmer war wie ein Schaukasten erleuchtet. Die unschuldige alte Porzellanlampe jogar prunkte schamlos, von einem Mechaniker entweicht, in ihrer Umwandlung.

„Auch sie“, stöhnte Herr Recllier. Die Nichte verteidigte: „Es ist genau so hell wie am Tage.“

„Aber niemals so wie am Abend...“ „Das ist sehr nett, sicherlich... Nur werden die Dienstmädchen immer leiser, die Lampen zurecht machen und Kamine heizen wollen.“

„Ach ja, der Kamin...“ Jetzt erst bemerkte er, daß die Kaminlampe heruntergelassen war; er mußte an ein Latenhaus denken, dessen Kamin man schwarz verhängt... Sinstort mußte er sich also damit beunigen, seine Hände und Füße nicht mehr an der Flamme des hellen Feuers zu wärmen, sondern an massiven aufgestellten Röhren, die wie eine Feuerprobe geworden waren und aufs Geratewohl Hitze und Kälte verbreiten.

Zehn Jahre früher hätte Herr Recllier sich dagegen aufgelegt, seinen Willen durzusetzen... Dazu hätte er nicht mehr den Mut. Er blühte zu seiner unerbittlichen Nichte auf wie ein besiegter Krieger, den man aus seinem Loch schleppt und im Triumphzug herumführt.

War das nun wenigstens alles? Ein durchdringendes Läuten entloh den Alten der Mühe, seine gleichfalls modernisierte Antiquare zu betragen.

„Das ist das Telefon“, sagte sie veranlagt, „diese Ueberziehung hatte ich für dich noch aufgehoben. Es gibt nichts Besseres für dich, da du doch nur selten ansiehst. Du kommst mit deinem Verleger sprechen und auch sonst nette und nützliche Beziehungen pflegen.“

„Die sind in der Ferne viel netter...“ murmelte er. Er war herablassend und hörte viel lieber das Heimgehen am Herd als diesen Lärm.

„Ich werde das Telefon schon benutzen“, erklärte Flavia. „Ich kann es nicht mehr entbehren.“ „So viel ich weiß, gab es das doch in Perigueux auch nicht.“

„Um so mehr habe ich Ursache, mich jetzt dafür schamlos zu halten.“

Sie wartete trotzdem ein wenig, bevor sie das große Grammophon im Erdgeschob in Gang setzte. Au adas hatte sie hier eingeführt mit seiner quieschenden Jazz-Musik.

Herr Recllier widerstand kaum sechs Monate den Anzügen des „Bonsherrn“. Eines Abends fand man ihn tot. Er lag in seinem Lehnstuhl. Anscheinend hatte er einen Schlaganfall erlitten. Vielleicht war die Zentralheizung schuld, die nicht in Ordnung war. Vielleicht hatte auch plötzlich ein dröhnender telephonischer Anruf sein krankes Herz erschüttert... Das kleine Landhaus wird ihn nicht lange überleben. Seine Nichte, die es erbt, verkaufte es an eine Gesellschaft, die es jetzt niederreißen und an seiner Stelle eine große Automobilaraue errichten will.

(Autorisierte Uebersetzung von Bruno Meißels.)

Aus Welt und Wissen

Die Lebensfähigkeit der Typhusbakterien. Angesichts der zahlreichen Typhuserkrankungen in Danneberg drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob und inwieweit Typhusbakterien durch Nahrungs- und Genussmittel übertragen werden können. Nach den jüngsten Untersuchungen steht es fest, daß Typhusbakterien durch Nahrungsmittel übertragen werden können, da sich die Bakterien in manchen Nahrungsmitteln nicht nur aufhalten, sondern auch sogar vermehren, wenngleich solche Fälle allfälligerweise nicht häufig sind. Am gefährlichsten ist hier die rohe Milch, in der sich die Bakterien verhältnismäßig lange halten, wogegen sie, wenn aus der infizierten Milch a. B. Joghurt bereitet wird, nach 24 Stunden zugrunde gehen. Ferner müssen als sehr gefährliche Uebersäger der Typhusbakterien Rohobst und Rohgemüse betrachtet werden, namentlich Obst, an dem sie sich so lange lebend halten, als das Obst überhaupt genießbar ist. Auch rohes Fleisch kann als Uebersäger in Betracht kommen, indem die Bakterien an solchem Fleisch bis zu 12 Tagen lebensfähig bleiben können.

Dazu kommt, daß auch durch Fette, sowohl tierische wie pflanzliche, die Infektion mit Typhusbakterien vermittelt werden kann; selbst im Käse — jog. ausgereiftem — kann ihre